



Unverkäufliche Leseprobe

Ilona Andrews

Stadt der Finsternis – Duell der Schatten



336 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8219-6

Mehr Informationen zu diesem Titel:

www.egmont-lyx.de

KAPITEL I

An manchen Tagen war mein Job ganz schön stressig. Ich klopfte mit der flachen Hand an die Leiter. »Sehen Sie? Die ist absolut stabil, Mrs McSweeny. Sie können jetzt runterkommen.« Mrs McSweeny sah von der Spitze des Telefonmasts zu mir herab und zweifelte offenkundig, ob mir und der Leiter zu trauen sei. Sie war eine zerbrechlich wirkende Dame von sicherlich schon über siebenzig Jahren. Der Wind zauste ihr feines weißes Haar und wehte ihr Nachtgewand auseinander, wobei Dinge zum Vorschein kamen, die vielleicht besser im Verborgenen geblieben wären.

»Mrs McSweeny, kommen Sie doch bitte runter.«

Sie beugte den Rücken und holte tief Luft. Nicht schon wieder. Ich hockte mich auf den Boden und hielt mir die Ohren zu.

Ihr Geheul zerriss die Stille der Nacht. An der Front des Wohnblocks brachte es die Fensterscheiben zum Klingen. Ein Stück die Straße hinab stimmten etliche Hunde in erstaunlichem Gleichklang mit ein. Dieses Klagelied schwoll zu einem vielstimmigen Chor an, in dem das einsame Heulen eines Wolfs mitklang, das verzweifelte Kreischen eines Vogels und das herzerreißende Weinen eines kleinen Kindes, und der schließlich alles andere übertönte. Die alte Dame heulte und heulte, und es war wirklich zum Steinerweichen.

Dann war die Woge der Magie mit einem Mal vorüber. Hatte sie eben noch die ganze Welt durchdrungen und der Wehklage der alten Dame große Kraft verliehen, war sie nun, nur einen Augenblick später, ohne Vorwarnung verschwunden, wie eine von der Flut weggewischte Linie im Sand. Die Technik kehrte zurück. Die bläuliche Feenlampe, die oben am Mast hing, erlosch, denn die mit Magie gespeiste Luft in ihrem Innern hatte ihre Wirksamkeit verloren. In dem Wohnblock sprangen elektrische Lichter an.

Man bezeichnete das als Nachwende-Resonanz: Die Magie überschwemmte in einer Woge die ganze Welt und setzte dabei allem zu, was irgendwie komplex und technisch war: Fahrzeugmotoren verweigerten den Dienst, automatische Waffen blockierten, hohe Gebäude begannen zu bröckeln. Dann verschossen Magier Pfeile aus Eis, Wolkenkratzer sanken in sich zusammen, und magische Wehre erwachten zum Leben und hielten unerwünschte Gestalten aus meinem Haus fern. Bis schließlich die Magie, einfach so, wieder verschwand – und nur die Monster blieben. Keiner vermochte zu sagen, wann die Magie wiederkehren würde, und keiner vermochte es zu verhindern. Uns blieb weiter nichts übrig, als irgendwie mit diesem wahnwitzigen Hin und Her zwischen Magie und Technik zurechtzukommen. Aus diesem Grund trug ich stets ein Schwert bei mir. Das funktionierte immer.

Der letzte Widerhall des Geheuls war verklungen. Mrs McSweeny sah mich aus traurigen Augen an. Ich erhob mich und winkte ihr zu. »Bin gleich wieder da.«

Ich ging in den Eingangsbereich des Wohnblocks, wo sich fünf Mitglieder der Familie McSweeny in eine dunkle Ecke duckten. »Erklären Sie mir bitte noch mal, warum Sie nicht rauskommen und mir helfen können.«

Robert McSweeny, ein Mann mittleren Alters mit dunklen Augen und lichtem braunem Haar, schüttelte den Kopf. »Mom glaubt, wir wüssten nicht, dass sie eine Banshee ist. Miss Daniels, können Sie sie da runterholen oder nicht? Sie sind doch immerhin ein Ritter des Ordens.«

Also, erstens war ich kein Ritter. Ich arbeitete bloß für den Orden der Ritter der mildtätigen Hilfe. Und zweitens waren solche Verhandlungssituationen wirklich nicht meine Stärke. Ich war sonst eher fürs Töten zuständig – schnell und mit großem Blutvergießen. Und betagte, realitätsblinde Banshees von Telefonmasten herunterholen – das machte ich nun mal nicht alle Tage.

»Fällt Ihnen nicht irgendwas ein, das mir weiterhelfen könnte?«

Roberts Frau Melinda seufzte. »Also mir nicht ... Sie hat das immer vor uns verheimlicht. Wir haben sie zwar schon mal so heulen hören, aber sie hat dann immer so getan, als ob nichts wäre. Das hier ist überhaupt nicht ihre Art. Sie ist sonst nicht so.«

Eine ältere schwarze Dame in einem weiten, roten Hauskleid kam die Treppe herab. »Hat die Kleine Margie schon von dem Mast runtergekliegt?«

»Ich bin dabei«, erwiderte ich.

»Sagen Sie ihr, sie soll unseren Bingoabend morgen nicht vergessen.«

»Danke.«

Ich ging zurück zu dem Mast. Einerseits tat mir Mrs McSweeney leid. Die drei Ordnungskräfte, die seit der Wende das Leben in den Vereinigten Staaten regelten – die *Supernatural Defense Unit* des Militärs, die *Paranormal Activity Division* der Polizei sowie mein glorreicher Auftraggeber, der Orden der Ritter der mildtätigen Hilfe –, stuften Banshees übereinstimmend als harmlos ein. Niemandem war es je gelungen, ihr Geheul mit irgendwelchen Todesfällen oder Naturkatastrophen in Zusammenhang zu bringen. Der volkstümliche Aberglaube jedoch gab den Banshees die Schuld an den schandbarsten Dingen. Manche Menschen trieben sie mit ihrem Geschrei angeblich in den Wahnsinn, und es hieß, sie könnten kleine Kinder mit einem einzigen Blick töten. Viele Leute hätten nur äußerst ungern eine Banshee in der Nachbarschaft gehabt, und ich verstand nur zu gut, wieso Mrs McSweeney unbedingt verbergen wollte, dass sie eine war. Sie wollte verhindern, dass ihr Freundeskreis sich von ihr und ihrer Familie abwandte.

Doch leider, leider holte einen auch das bestgehütete Privatgeheimnis irgendwann unweigerlich ein und biss einen in den Allerwertesten, und dann hockte man mit einem Mal auf einem Telefonmast, ohne zu wissen, wie man da hinaufgekommen war und was man da oben überhaupt wollte, während sich die Nachbarschaft geflissentlich bemühte, die durchdringenden Schreie, die man ausstieß, zu überhören.

Tja. Bei dem Thema konnte ich ein Wörtchen mitreden. Wenn es darum ging, seine wahre Identität zu verbergen, war ich schließlich Top-Expertin. Ich verbrannte meine blutigen Verbände, damit mich niemand anhand der Magie in meinem Blut identifizieren konnte. Ich verbarg meine Macht. Ich gab mir große Mühe, mich mit niemandem anzufreunden, und in den meisten Fällen gelang mir das auch. Denn wenn mein Geheimnis ans Licht käme, würde das nicht nur damit

enden, dass ich auf einem Telefonmast hockte. Wenn mein Geheimnis ans Licht käme, war ich mausetot – und alle meine Freunde mit mir.

Ich näherte mich dem Mast und sah zu Mrs McSweeny hinauf. »Also gut, ich zähle jetzt bis drei, und dann kommen Sie herunter.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Mrs McSweeny! Sie führen sich unmöglich auf! Ihre Familie macht sich große Sorgen um Sie, und denken Sie an den Bingoabend morgen. Den wollen Sie doch nicht verpassen, oder?«

Sie biss sich auf die Unterlippe.

»Wir machen das gemeinsam.« Ich stieg die Leiter drei Sprossen weit hinauf. »Bei drei. Eins, zwei, drei, Schritt!«

Ich stieg einen Schritt die Leiter hinab und sah zu, wie sie es mir nachmachte. *Gott sei Dank.*

»Und jetzt noch einen. Eins, zwei, drei, Schritt.«

Wir stiegen noch einen Schritt weiter runter, und den nächsten Schritt tat sie schon ganz von allein. Ich sprang von der Leiter. »Geschafft.«

Mrs McSweeny hielt inne. *Oh, nein, bitte nicht.*

Sie sah mich aus ihren traurigen Augen an und sagte: »Das erzählen Sie aber niemandem, nicht wahr?«

Ich sah zu den Fenstern des Wohnblocks hinüber. Sie hatte laut genug geheult, um Tote zu wecken und dazu zu bringen, die Bullen zu rufen. Doch in diesen Zeiten hielten die Menschen zusammen. Man konnte sich weder auf die Technik noch auf die Magie verlassen – nur auf seine eigene Familie und seine Nachbarschaft. Und wenn sie alle willens waren, ihr Geheimnis, so absurd es auch erschien, zu wahren, war ich es auch.

»Ich erzähle niemandem davon«, versprach ich.

Zwei Minuten später war sie auf dem Weg zurück in ihre Wohnung, und ich mühte mich damit ab, die Leiter wieder in dem Kabuff unter der Treppe zu verstauen, aus dem der Hausmeister sie für mich herausgeholt hatte.

Mein Arbeitstag hatte am späten Nachmittag begonnen, als ein verzweifelter Mann über den Korridor der hiesigen Ordensniederlassung gelaufen war und gerufen hatte, ein katzenköpfiger Drache sei in die New Hope School eingedrungen und drauf und dran, die Kinder dort

zu verschlingen. Der Drache hatte sich zwar als kleinerer Tatzelwurm entpuppt, aber da es mir nicht gelungen war, ihn zu überwältigen, hatte ich ihm schließlich den Kopf abschlagen müssen. Das war an diesem Tag das erste Mal gewesen, dass ich von oben bis unten mit Blut bespritzt worden war.

Anschließend hatte ich Mauro dabei helfen müssen, eine doppeköpfige Wasserschlange aus einem Teich bei der Ruine des One Atlantic Center in Buckhead zu fischen. Von da an war es mit dem Tag immer nur noch weiter bergab gegangen. Jetzt war es schon nach Mitternacht. Ich war verdreht, erschöpft und hungrig, mit viererlei Sorten Blut beschmiert und wollte nur noch nach Hause. Und außerdem stanken meine Stiefel, denn die Schlange hatte mir einen halb verdauten Katzenkadaver draufgekotzt.

Es gelang mir schließlich, die Leiter zu verstauen, ich verließ das Haus und ging zu dem Parkplatz, wo meine Maultierstute Marigold an einem eigens für derlei Zwecke dort angebrachten Metallständer festgemacht war. Als ich näher kam, sah ich, dass ihr jemand mit grüner Farbe ein halb fertiggestelltes Hakenkreuz aufs Hinterteil gemalt hatte. Der Pinsel lag zerbrochen auf dem Boden. Daneben sah ich einige Blutflecke und etwas, das wie ein Zahn aussah. Ich guckte genauer hin. Ja, tatsächlich: ein Zahn.

»Hatten wir ein kleines Abenteuer, hm?«

Marigold antwortete nicht, aber ich wusste aus Erfahrung, dass es keine gute Idee war, von hinten an sie heranzutreten. Sie hatte einen mörderischen Tritt am Leib.

Hätte sie auf der anderen Backe kein Brandzeichen des Ordens gehabt, so wäre Marigold in dieser Nacht womöglich gestohlen worden. Doch glücklicherweise waren die Ritter des Ordens dafür bekannt, dass sie Diebe auf magischem Wege verfolgten und dann auf brachiale Weise zur Strecke brachten.

Ich band Marigold los und stieg auf, dann ritten wir in die Nacht hinaus.

Normalerweise wechselten sich Technik und Magie alle paar Tage ab. Zwei Monate zuvor jedoch war ein Flair über uns hereingebrochen, eine Flutwelle der Magie, die unsere Stadt wie ein Tsunami unter sich begrub und die unglaublichsten Dinge Wirklichkeit werden ließ.

Drei Tage lang lebten Dämonen und Götter mitten unter uns, und die menschlichen Monster hatten größte Schwierigkeiten, sich zu beherrschen. Ich hatte den Flair auf einem Schlachtfeld verbracht und einigen Gestaltwandlern dabei geholfen, eine Horde von Dämonen niederzumachen.

Es war ein bombastisches Ereignis gewesen. Ich träumte immer noch lebhaft davon. Es waren nicht unbedingt Albträume, sondern eher berauschende, surreale Visionen von Blut, funkelnden Klingen und Tod.

Der Flair war vorübergezogen und hatte der Technik wieder die Weltherrschaft überlassen. Seit zwei Monaten sprangen Autos problemlos an, hielt elektrisches Licht die Finsternis in Schach und machten Klimaanlage den August ausgesprochen erträglich. Wir hatten sogar Fernsehen. Am Montagabend hatten sie einen Film gezeigt – *Terminator 2* –, der nachdrücklich klargemacht hatte, dass es immer noch schlimmer kommen konnte.

Dann, am Mittwoch, um die Mittagszeit, kehrte die Magie zurück, und in Atlanta brach die Hölle los.

Ich weiß nicht, ob sich die Leute der Illusion hingeeben hatten, dass die Magie nicht wiederkehren würde, oder ob sie schlicht auf dem falschen Fuß erwischt wurden – jedenfalls hatten wir, seit ich dabei war, noch nie so viele Hilfsgesuche gehabt. Im Gegensatz zur Söldnergilde, für die ich ebenfalls tätig war, halfen die Ritter des Ordens jedermann, ganz egal, ob und wie viel er zahlen konnte. Sie stellten einem nur so viel in Rechnung, wie man erübrigen konnte, oft verlangten sie auch gar nichts. Wir wurden jedenfalls mit Hilfsgesuchen förmlich überschwemmt. Mittwochnacht bekam ich vier Stunden Schlaf und war anschließend gleich wieder im Einsatz. Kalendarisch war es nun schon Freitag, und meine Gedanken kreisten fast nur noch um eine schöne warme Dusche, etwas zu essen und ein weiches Bett. Ein paar Tage zuvor hatte ich einen gedeckten Apfelkuchen gebacken, und das letzte Stück davon wollte ich mir an diesem Abend gönnen.

»Kate?« Maxines strenge Stimme hallte in meinem Kopf wider. Sie kam aus der Ferne, war aber klar und deutlich zu verstehen.

Ich zuckte nicht zusammen. Nach dem Marathon der vergangenen achtundvierzig Stunden erschien es mir vollkommen normal, in

meinem Kopf die Stimme der telepathisch begabten Sekretärin des Ordens zu hören. Traurig, aber wahr.

»Tut mir leid, meine Liebe. Der Apfelkuchen muss wohl noch ein wenig warten.«

Maxine las nicht absichtlich meine Gedanken, aber wenn ich mich auf etwas konzentrierte, bekam sie unweigerlich etwas davon mit.

»Ich habe hier einen Grün-Sieben, gemeldet von einem Zivilisten.«

Ein toter Gestaltwandler. Alles, was mit Gestaltwandlern zu tun hatte, landete bei mir. Die Gestaltwandler misstrauten Außenstehenden, und ich war der einzige Mitarbeiter der hiesigen Sektion des Ordens, der den Status eines »Freunds des Rudels« genoss. Wobei »genießen« in diesem Zusammenhang ein ausgesprochen relativer Begriff war. Dieser Status bedeutete im Grunde nur, dass mich die Gestaltwandler noch ein paar Worte sagen lassen würden, ehe sie Hackfleisch aus mir machten. Sie trieben die Paranoia in ungeahnte Höhen.

»Wo ist es?«

»Ponce de Leon, Ecke Dead Cat.«

Mit dem Maultier zwanzig Minuten. Es war gut möglich, dass das Rudel bereits von dem Todesfall erfahren hatte. In diesem Fall würde es dort nur so von Gestaltwandlern wimmeln, und sie würden herumfauchen und die Sache unter sich regeln wollen. Tolle Aussichten. Ich wendete Marigold und ritt in Richtung Norden weiter. »Ich kümmere mich drum.«